



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Salzmann, Erich von: Der neue Sohn des Himmels

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der neue Sohn des Himmels

Von Erich von Salzman



er letzte Monat des Jahres — nach neuer chinesischer Rechnung — brachte der Welt die nicht ganz unerwartet kommende Kunde, daß der verwaiste Drachenthron in Peking von einer kraftvollen Persönlichkeit bestiegen und damit eine neue Dynastie im Himmlischen Reich begründet sei. Dieser Vorgang, den uns der Draht in wenigen kurzen Worten meldet, und den wohl die meisten Leser jetzt im Weltkrieg wenig beachtet haben, ist alles andere als einfach. In dem auf buddhistisch-konfuzianischer Grundlage ruhenden ostasiatischen Riesenreich ist das gesamte Denken und Fühlen der vierhundert Millionen Einwohner, alle Äußerungen ihres Lebens von der Geburt bis zum Tode, ihre Anschauungen und ihr Tun und Treiben, bewußt oder unbewußt so eng mit dem Kult dessen verknüpft, was wir „Gott“ nennen, daß der Gedanke einer Republik ein vollkommenes Uding ist. Das wählbare Oberhaupt einer Republik, also ein Mann, der vielleicht kurz vorher im Alltagsleben gestanden hat, und den womöglich jeder Mensch auf der Straße kennt, kann nach ostasiatischen Begriffen nie der Vermittler zwischen den armen Erdenmenschen und dem „Großen unbekanntem Etwas“ sein.

Das Oberhaupt des Staates ist zugleich der höchste Ausdruck des Staatskults, d. h. eben der mytische, dem profanen Auge der alltäglichen Menschen verborgene Sohn des Himmels. Der Staatskult in China ist identisch mit dem Kaiserkult. Der Kaiser als Vater eines ganzen Volkes, das sich stets als eine große Familie gefühlt hat, ist der Mittler zwischen Himmel und Erde. Himmel und Erde sind greifbare Dinge, es sind keine Dämonen, keine unsichtbaren Geister, Himmel und Erde sind etwas, was der Mensch täglich vor sich steht, und darum sind sie es, denen der Chinese in allererster Linie opfert. Zürnt der Himmel, so findet das seinen Ausdruck in großen Überschwemmungen, in den schrecklichen da draußen so verheerenden Taifun-Wirbelstürmen, in großen Seuchen, jederart täglichen Mißgeschicks, daß die Menschen treffen kann, und nicht zum wenigsten in Revolutionen und Kriegen. Diese letzteren haben in China stets Menschenopfer nach Millionen gefordert. Vor ihnen hat der Chinese eine besonders große Angst, denn der Krieg treibt ihn vielleicht von Haus und Hof. In keinem Lande auf Erden aber hängt die Familie ebenso wie der einzelne derart an seiner eigenen Scholle, wie da draußen in China. Der Krieg

macht die Männer landflüchtig und verdirbt die Frauen. Die Kriege und Revolutionen der vergangenen Jahrhunderte haben dem Lande wohl an hundert Millionen Menschenleben gekostet. Sie haben ganze Provinzen verwüstet, große Städte in Schutt und Asche gelegt. Ich habe solche Städte in Trümmern, die aus der furchtbaren Zeit des Aufstandes der „langhaarigen Rebellen“ gegen die herrschende Dynastie Mitte des vorigen Jahrhunderts stammten, noch zahlreich vor einem Jahrzehnt im Innern des Reiches durchritten. Keine Menschenseele beherbergten die zerfallenen Mauern, sogar die Ratten und Mäuse hatten die Ruinenstätten verlassen. Dort war nichts mehr zu holen. Wo einst Zehntausende von fleißigen Menschen für ihr tägliches Brot schafften und arbeiteten, da schleicht heute der Fuchs und balgen sich ein paar Krähen. Das ist alles, was geblieben ist.

Schon damals sagte das Volk: „Der Himmel zürnt, der Himmel entzieht unseren Herrschern das Mandat.“ Schon damals glaubte man fest und sicher, daß die Zeit einer neuen Dynastie gekommen sei. Die Chinesen hatten wohl recht, aber sie rechneten nicht mit den Fremden, die bereits ein großes Interesse am chinesischen Reiche hatten, im Besonderen den Engländern, denen ein schwaches China willkommen war. Die Fremden halfen der Dynastie den Aufstand niederschlagen, und ein englischer General, der bekannte Taiping Gordon, der später in Khartum von den Anhängern des Mahdi erschlagen wurde, machte sich zu ihrem Werkzeug. Wo England damals schon hinkam, brachte es Niedergang und Elend über die Völker, und nutzte sie in seinem grenzenlosen Egoismus zu seinem eigenen wirtschaftlichen Vorteil aus.

Der letzte große Kaiser der vergangenen Dynastie, welche die Führer der im 17. Jahrhundert aus dem Norden gekommenen Reiterhorden der Mandschus begründet hatten, war der Kaiser Kienlung. Dessen Hauptregierungszeit und glanzvollste Periode war etwa identisch mit derjenigen Friedrichs des Großen. Seit dieser wirklich große Herrscher Chinas, — der von seiner höheren Mission und dem ihm vom Himmel gewordenen Auftrage, über das Volk zu herrschen, mindestens ebenso überzeugt war, wie z. B. ein Ludwig der Vierzehnte, — Ende des 18. Jahrhunderts gestorben war, setzte der Niedergang der Dynastie ein. Es war merkwürdig, das Herrscherhaus schien entnervt und nicht mehr fähig, einen kraftvollen Mann hervorzubringen. Ein schwacher Herrscher folgte dem anderen, und das Land litt darunter. Dieses einst so mächtige Reich, vielleicht seiner Zeit das mächtigste dieser Erde, dessen Kaiser über nahezu ganz Asien gebot, schien rettungslos dem Niedergang geweiht. Wieder wurde es, wie schon so oft in seinem Jahrtausende währenden Dasein als Monarchie, langsam aber sicher die Beute der von außen von allen Seiten anstürmenden Barbaren. Denn Barbaren nach chinesischen Begriffen waren sie alle, die da zu Schiff, zu Roß und zu Fuß kamen, um sich ein Stück aus dem Körper Chinas herauszuschneiden, oder um eine bekannte chinesische Redensart zu gebrauchen, „um die Melone zu zerteilen“.

Die Chinesen blickten von dem Podium ihrer Tausende von Jahren alten Kultur auf die Fremden mit einem von maßloser Überhebung getragenen Dünkel herab. Sie hatten nur Spottnamen für die Fremdlinge und verachteten sie gründlich. Die fremden Weißen waren die rothaarigen Teufel, die Japaner die Inselzwerge. Wir haben übrigens einen merkwürdigen Parallelfall in diesem Weltkriege, denn Herr Salandra in Rom reißt sich würdig seinen chinesischen Vorgängern aus der alten Beamtenklasse an, wenn er sagt, daß er von der Höhe zweier Jahrtausende herab sich unsagbar erhaben über die deutschen Barbaren dünke.

Völkerschicksale entscheiden sich nicht von heute auf morgen. Kriege, Revolutionen und Dynastiestürze sind nicht das Ergebnis einer nächtlichen Überlegung, oder der plötzliche Willkürakt einer bezahlten Rotte von Volksverderbern. Solche elementare Ereignisse sind die stets logische Folge einer langen Entwicklungsreihe, meist vieler Jahre. So sind auch die Umwälzungen zu betrachten, die wir in den letzten Jahren in China erlebt haben, die heute zur Regeneration eines Volkes führen, das wohl für jeden Menschen sowohl in seinem Ganzen, wie in der einzelnen Person die verkörperte Rückständigkeit darstellte. Ich will nicht von den vergangenen hundert Jahren sprechen, die den Niedergang bis zur vollkommenen Verlotterung aller Verhältnisse im Reiche der Mitte herbeiführten. Wer im Vorerjahre 1900 draußen im fernen Osten weilte, weiß ungefähr, wie weit dieser Zustand der Chinesen gediehen war. Das Land schien damals hoffnungslos im Verfall, und die Aufteilung unter die fremden Reiche, zum mindesten aber die fremde Verwaltung, wie in Ägypten, Indien oder Korea schien ihm nach dem Urteil all der vielen, sich als Kenner fühlenden Fremden sicher.

Der Schein trog. Dieses Volk ist viel lebenszäher, als die meisten anderen auf Erden. Die ganze Struktur des Volksdaseins, auf dem patriarchalischen Familiensystem fußend, gab ihm eine innere unbezwingliche Kraft, die weder durch die als Eisenbahn, Telegraph und Dampfschiff eindringende Maschine, noch durch die sich breit machende individualistische westliche Lebensanschauung zu brechen war.

Es gab wohl eine riesige Umwälzung, die sich in einer Revolution, dem Dynastiesturz, der Umwandlung zu einer Scheinrepublik, und einer weiteren Revolution äußerte. Wieder waren es die Fremden, die hier die größte Rolle spielten, in der Hauptsache die Japaner, die weder Geld noch sonstige Mittel, noch sogar das offene Eingreifen von bezahlten Freibeutern scheuten, nur um das Riesenreich zu schwächen, um es endgültig unter ihre wirtschaftliche Kontrolle zu bringen. Japan betrachtet China genau so als seine unantastbare Domäne, wie Amerika für den eigenen Kontinent die Monroe Doktrin aufgestellt hat, oder wie England das europäische Festland für seine egoistischen Zwecke monopolisieren möchte.

Der Chinese hat einen lächerlich feinen Instinkt; es sind jetzt mehr als zwanzig Jahre her, daß er fühlt, auf den östlich vorgelagerten Inseln, nämlich dem japanischen Reiche, sitzt der Feind. Die Staaten Europas sind heute ja

leider noch nicht einmal so weit, dasselbe in ihrem Falle zu erkennen, nämlich, daß England ihrer aller Feind ist. Wenn der Chinese erst einmal anfängt in seinen Massen instinktiv politisch zu empfinden, dann schaut er auch, praktisch und realistisch, wie er veranlagt ist, nach Rettung aus. Schon frühzeitig erkannten die Führer des Volkes, daß ihnen die Rettung nicht aus einer weiteren Dezentralisation, das heißt aus einem Kampf aller gegen alle erwachsen könne. Die Zustände im Reiche wurden vor wenigen Jahren geradezu anarchische, und alle Welt rief nach einem starken Manne, der, wie einst die mächtigen Kaiser auf dem Drachenthron, alle Fäden in seiner Hand vereinigen und ein richtiger Herrscher von Gottes Gnaden sein würde. Chinas große Zeit war im Kommen, und große Zeiten gebären bekanntlich auch immer große Männer. Heute ist der große Mann da, den schon seit zwei Jahrzehnten die Menschen dort draußen kommen sahen. Das ist Quanschikai. Ich könnte ja nun den heute seit seinen Anfängen wohlbekannten Lebensgang des Mannes schildern, aber das besorgen schon die Tageszeitungen zur Genüge. Außerdem habe ich immer gefunden, daß dem mit der Materie wenig bekannten Leser solche Biographien mehr oder weniger nichts sagen, und deshalb möchte ich lieber einige mehr episodenhafte Züge aus dem Leben des Mannes herausgreifen, den die Geschichte einmal zu den „Großen“ rechnen wird.

Quanschikai ist aus einer alten Beamtenfamilie und stammt aus der Provinz des Reiches, die den Anspruch macht, urchinesisch zu sein. Das ist die Provinz „Sonan“, was übersetzt heißt: „Südllich des Flusses“. Der damit gemeinte Fluß ist der Schrecken und die Sorge Chinas, nämlich der gelbe Fluß, der Hoangho. Der junge Juan wuchs auf, wie all die Söhne aus chinesischen Beamtenfamilien, mehr oder minder in einem Schmutz, von dem man sich bei uns nur wenig Begriffe machen kann. Die Erziehung der Kinder solcher Familien war damals über das ganze Reich eine rein schematische. Auch der junge Juan lernte mit dem, dem jungen Chinesen eigenen rührenden Stumpfsinn, Duzende von meist wenig verstandenen Büchern auswendig. Er verdaute den Inhalt ebensowenig, wie neunundneunzig Prozent seiner Schulkollegen, und der Erfolg war ja auch der sehr einfache, daß er durch alle Examina durchfiel. Er erklärte bereits damals, er hätte genug von dem ganzen Schwindel, das wäre alles heller Blödsinn. Diese Äußerung ist verbürgt, denn kein Geringerer hat sie einmal lachend in Peking erzählt, als der alte kluge Hsüschichang, ein Freund von Quans Vater, und späterer Vormund des Kaisers, der nach glänzender Laufbahn vor Kurzem gestorben ist. Juan war das enfant terrible der Familie. Sein eigener Wille trat sehr früh hervor. Er ließ sich nicht in den Schematismus chinesischer Beamtenkindererziehung einzwängen und als alle anderen sonstigen Versuche, ihn bei hochgestellten Verwandten unterzubringen, damit er die bequeme Leiter der Protektion herauftriebe, schitterten, da tat er das Schrecklichste, was ein junger Mann aus guter chinesischer Familie tun kann, er ging zu den Soldaten. Es blieb dem alten,

auch hier in Deutschland wohlbekannten Lihungschang vorbehalten, zu entdecken, daß in dem jungen Manne außerordentliche Gaben steckten. Er schickte ihn nach Korea als Statthalter Chinas. Das war um 1885 herum, und für Juan wurde Korea die Hohe Schule ostasiatischer Geheimpolitik. Diese Politik scheut kein Mittel: Mord, Geld, Überredung, List, brutale Gewalt, alles ist willkommen. Der Zweck heiligt die Mittel. Jesuitismus und Machiavellismus sind wundervoll gepaart. Juan ließ rücksichtslos alle Minen springen, er spielte alle Trümpfe aus, die er in der Hand hatte, aber er mußte doch weichen. Da waren noch Stärkere wie er; er war noch zu jung, die Gegner waren ihm über. Das waren die Japaner. Dort in Korea, im Lande der Morgenruhe, zankten sich Russen, Japaner und Chinesen um den Besitz des Landes. Auch dort war Gott wieder einmal mit den stärksten Bataillonen, genau, wie unter dem alten Fritzen, und der japanische Gott erwies sich in diesem Falle als der Kräftigste, oder wenn man so will, die japanischen Bataillone. Juan lernte daraus, daß man mit „Bluff“ keine Kriege gewinnen kann, ferner, daß die Stufen zur Höhe, auf der die Ruhmgekrönten sitzen, mit Erfolgen gepflastert sein müssen. Juan hatte keine solchen aufzuweisen. Er hatte mit schlechten Trümpfen gespielt, und mußte den Krieg gegen Japan verlieren. Nach altchinesischen Anschauungen mußte er, besonders aber sein Gönner Lihungschang, der die Strippen gezogen hatte, in Ungnade fallen.

Ein richtiger Chinese pflügt nicht nur mit einem Pferde. Prinzipienreiterei ist gänzlich unchinesisch. Kurze Zeit schon nach dem Sturz hatte Juan neue Freunde gefunden, die ihn stützten. Er verstand es, mit allen Wölfen zu heulen. Als der junge Kaiser Kwangfü 1898 gegen seine große Tante Tsubi konspirierte und sie unschädlich machen wollte, um seine nicht schlechten, aber etwas verworrenen Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen, da war es wieder Quanschikai, der den Vertrauten des Kaisers spielte. Der Kaiser suchte gerade ihn aus, um den großen Schlag zu führen. Man wollte den ersten Mann des Reiches, den Vertrauten der herrschsüchtigen Kaiserin-Witwe, Junglu, hinrichten und die Kaiserin gefangen setzen. Dann sollte China modernisiert werden.

Es sind weltgeschichtliche Ereignisse, vom Abendland noch wenig gewürdigt, die sich hier abspielten. Wieder war es Quanschikai, dem die Hauptrolle, eine nach unseren Begriffen im altgermanischen Sinne unschöne, zugebracht war. Denn er verriet seinen Kaiser und opferte ihn. Warum er es tat, wer weiß es? Der Chinese, der nicht zugleich Opportunist ist, der in grenzenloser Selbstsucht nicht immer zuerst an sich denkt, ist noch nicht geboren. Juan spielte ein großes Spiel. Es ging ohne Frage um alles, sogar um Leben und Tod. Er mag eines Tages in wenigen Sekunden erfasst haben, daß das Spiel verloren war, und ebenso schnell schwenkte er um, und war mit höchster Eleganz auf der anderen, der feindlichen Seite, im Sattel. — Die Geschichte sagt uns kurz: 1898 beging die Kaiserin-Witwe Tsubi einen Staatsstreich. Sie setzte den Kaiser Kwangfü im Insepalast gefangen und ergriff die Zügel der Regierung selbst. Das war der

Erfolg der Tätigkeit Quanschikais. Wer will heute sagen, wo damals seines Herzens Stimme war, ob bei den Reformern, oder bei den Reaktionären? Niemand weiß es. Er selbst jedenfalls hatte sich gerettet, und fiel prompt die Treppe herauf.

Noch war sein Name dem fernen Europa unbekannt. Erst kurz darauf kam der Augenblick, wo er in Deutschland wenigstens in aller Munde war. Das war während der Boyerunruhen. Juan saß 1900 auf dem Gouverneurssessel in Tsinanfu, der Hauptstadt Schantung. Auch er hatte den strengen Befehl aus Peking: „Schlagt die fremden Teufel tot!“ Aber hier erwies sich zum ersten Male die wirklich staatsmännische Klugheit dieses Mannes. Juan hatte noch nicht viel gesehen. Er kannte weder den Süden noch den Westen seines eigenen Landes. Er kannte nicht ein einziges der fremden Reiche, und doch fühlte er mit seinem Instinkt: Die Fremden sind uns in Vielem über, man darf sie nicht totschiessen, denn das nehmen ihre Regierungen ganz bedenklich übel. Ihre Sitten sind ganz anders als die unsrigen. So hielt er eine verhältnismäßige Ruhe in der ihm anvertrauten Provinz, und gute Nachbarschaft zum bösen Spiele, als das man damals ohne Frage unserer Koloniegründung Tsinngtau ansah.

Peking und die Kaiserin-Witwe verstanden wohl, was Juan getan hatte. Wiederum griff man auf ihn zurück. Als der Hof aus der Verbannung zurückkam, da erhielt Juan den Posten eines Beschützers des Thrones, nämlich den des Vizekönig in Tientsin. Dort sah ich ihn zum erstenmal. Ich werde den Augenblick nie vergessen. Dieser Chinese machte ohne Frage sofort Eindruck. Die brutale Stirn, das viereckige Kinn, die großen bezwingenden Augen mußten unvergessen bleiben. Es war damals eine Art Empfang im vizeköniglichen Palast in der Chinesenstadt. Da stand der verhältnismäßig kleine, sehr gedrungene untersekte Mann, rauchte nach westländischer Sitte eine Zigarre, die ihm wahrscheinlich garnicht schmeckte, und unterhielt sich freundlich, oft gänzlich unmotiviert lachend, mit den Fremden, deren schlechtes Chinesisch er sicher in neun von zehn Fällen nicht verstand. Sein Beamtenkleid war auch nach chinesischem Begriffen schlecht zugeschnitten, und etwas schmutzdelig. Der Rand seines Beamtenhutes war fettig, ebenso wie der breite Streifen, den hinten auf dem Kleide der eingefettete Zopf hinterlassen hatte. Der Kragen war vorn nicht zugeknöpft, was die meisten Chinesen verabsäumen zu tun. Man sah einen weißen niedrigen Kragen, der bewies, daß der Träger wenig auf Äußerlichkeiten gibt. Draußen spielte eine Militärkapelle, und drinnen waren Hunderte von Fremden, die meist ihre schlechten Witze über die chinesische Soldateska machten, deren Hornsignale von weither herüberlöhnten.

Nur einige wenige dachten vielleicht weiter. Wer draußen bei der Chinesenstadt herumgeritten war, der hatte nichts wie Soldaten und wieder Soldaten gesehen. Da war aller Art Kriegsmaterial, da waren Geschütze, da waren Zelte, und auch der Henker war bei jeder Kompagnie nicht fern, der

auf Yuans Geheiß mit seinem breiten Schwert rücksichtslos die Köpfe herunter-  
schlug, dort, wo man etwa gewagt hätte, seinen Befehlen nicht auf der Stelle  
zu gehorchen. Yuan hatte gelernt. Er hatte im Boyerjahr und der darauf-  
folgenden Zeit gesehen, wie die Fremden Politik machen. Er hatte erfahren:  
es gibt keine Völkerfreundschaften, es gibt keinen Schutz für die Schwachen, es  
gibt keine Logik, wenn Völker miteinander verkehren, es gibt nur Eines, und  
das ist brutale Macht. Niemals ging Macht mehr vor Recht, als damals —  
und heute. Also, dachte Yuan, ich muß mir Macht schaffen. So drillte er  
Soldaten und Soldaten, und schuf das Heer, das später den Grundstock der  
modernen chinesischen Armee bildete, das ihm aus der Hand glitt, das auch  
einmal revoltierte, das aber heute, wie damals bei seinem Entstehen, auf den  
Schwört, dem es seine Entstehung verdankt, auf seinen Meister Yuanschikai!

(Schluß folgt)



## Zur Reform der Pferderennen

Los von England!

Von H. Rohne, Generalleutnant 3. D.



ach dem Kriege wird eine sehr wichtige Aufgabe — Sicherstellung  
der Remontierung der Kavallerie — an uns heranreten. Dazu  
ist die Zucht von Vollblutpferden unentbehrlich; denn auf eine  
reiche Zufuhr von ausländischem Vollblut wird kaum zu rechnen  
sein. Eine rationelle Zucht ist aber ohne eine Leistungsprüfung  
nicht denkbar. Als solche Prüfungen gelten allgemein die Pferderennen, ohne  
die eine Prüfung der Pferde in bezug auf Geschwindigkeit und Ausdauer un-  
möglich ist. Es ist aber die Frage, ob die bei uns nach englischem Muster  
abgehaltenen Rennen als geeignete Leistungsprüfung angesehen werden dürfen.  
In England, dessen Pferdezucht durch Klima und ausgedehnte Weiden außer-  
ordentlich begünstigt ist, dienen die Rennen hauptsächlich dem Vergnügen und  
der Anregung zu Wetten, und leider haben sie auch bei uns mehr in diesem  
Sinne gewirkt, als der Hebung der Pferdezucht gedient. Das wird von  
den Sportsleuten bestritten, ist daher eingehend zu begründen.

In jeder Prüfung soll der Prüfling zeigen, was er kann und daß seine  
Leistungen ein gewisses von Sachverständigen festzusetzendes Mindestmaß über-